



Die leisen Riesen: Warum die Berge am „Welttag der Berge“ nach unserer Aufmerksamkeit rufen

Manchmal genügt ein Blick auf eine Bergkette, um zu verstehen, wie klein der Mensch im Weltgefüge ist. Und dennoch, ausgerechnet er hinterlässt Spuren, die selbst Gipfelriesen nicht mehr abschütteln. Am Welttag der Berge richtet sich der Scheinwerfer auf jene Orte, an denen Stille spricht, Schnee Geschichten erzählt und Felswände die Zeit vermessen. Doch inzwischen wirken viele dieser Erzählungen beschädigt und überlagert von einer Veränderung, die sich nicht mehr wegdiskutieren lässt.

Wer einmal im Morgengrauen an einem Gletscher gestanden hat, kennt diese ganz besondere Mischung aus Ehrfurcht und Demut. Der Atem kondensiert, die Stiefel knirschen, das Blau des Eises schimmert wie ein uraltes Archiv. Und plötzlich schießt einem ein Gedanke durch den Kopf: Wie lange noch?

Die Gletscher schmelzen. Jahr für Jahr verlieren sie Masse, Tiefe, Charakter. Was früher majestatisch wirkte, schrumpft heute in sich zusammen wie ein Bauwerk, dem das Fundament entzogen wurde. Manche Hüttenwirte berichten fast schon im Plauderton davon, wie der Weg zum Gletscher jedes Frühjahr ein Stück weiter wird. „Früher lag der Einstieg da oben, jetzt müssen wir da runterlaufen“ – solche Sätze fallen inzwischen beiläufig, aber sie tragen einen Hauch von Tragik. Denn sie markieren die Rutschbahnen einer Welt, die aus dem Gleichgewicht geraten ist.

Und mit dem Eis schwindet weit mehr als ein touristisches Postkartenmotiv. Gletscher sind Wasserspeicher, Klimaregulatoren, Lebensadern ganzer Regionen. Schmelzen sie, geraten Täler unter Druck, Ökosysteme ins Wanken, und Menschen, die seit Generationen im Rhythmus der Berge leben, verlieren Orientierung. In manchen Gemeinden spricht man inzwischen von „Sommerflüssen“, die viel zu schnell anschwellen, oder von Quellen, die früher zuverlässig sprudelten und heute versiegen. Die Berge – einst Sinnbilder für Stabilität – wirken plötzlich wie fragile Organismen.

Dieser Wandel greift nicht erst an den höchsten Gipfeln. Wer aufmerksam durch alpine Dörfer streift, hört das Knistern der Veränderung auch in den alltäglichen Gesprächen: über die unsicheren Skisaisons, die rutschenden Hänge, die Bauherren, die sich nicht mehr sicher sind, ob sich die neue Ferienwohnung in 20 Jahren genauso anfühlen wird wie heute. Und zwischen all dem ploppt immer wieder ein fast trotziges „Wir schaffen das schon“ auf – gefolgt von einem Schulterzucken, das ahnen lässt, wie sehr man selbst den Boden unter den Füßen neu vermessen muss.

Die Bergwelt verändert sich still, aber unaufhaltsam. Stellenweise wirkt sie wie ein Wohnzimmer, dessen Möbel Nacht für Nacht umgestellt werden – niemand hört etwas, doch am nächsten Morgen steht nichts mehr dort, wo es hingehört. Das Mikroklima verrückt sich,



Die leisen Riesen: Warum die Berge am „Welttag der Berge“ nach unserer Aufmerksamkeit rufen

Tiere wandern ab, Pflanzen weichen nach oben oder verschwinden ganz. In manchen Regionen hat der Enzian längst Kapitulation eingereicht. Der Schnee, der früher ein verlässlicher Wintergast war, erscheint inzwischen wie ein Freund, der immer häufiger kurzfristig absagt.

Dabei erzählen die Berge seit jeher von Widerstandskraft. Sie haben Jahrtausende überstanden, Kontinente auseinanderdriften sehen, eisige Epochen erlebt. Doch ihre größte Herausforderung trägt eine menschliche Handschrift. Und an Tagen wie dem heutigen drängt sich die Frage auf, wie viel Zeit uns noch bleibt, um diesen Trend zu bremsen. Nicht im belehrenden Ton, sondern im Sinne eines gemeinsamen Verantwortungsempfindens – als Hausordnung eines Planeten, der uns längst in Rechnung stellt, was wir verursacht haben.

Und ja, es stimmt: Die Diskussionen über Nachhaltigkeit und Klimapolitik ähneln manchmal einer Gipfeletappe bei wechselndem Wetter. Man kämpft, man rutscht aus, man sucht nach Halt. Doch der Blick von oben lohnt sich. Wer über Jahre in Bergregionen unterwegs war, erkennt, wie schnell sich das Narrativ gedreht hat. Früher sprach man über Schneesicherheit, heute über Schneewahrscheinlichkeit. Früher über Wanderwege, heute über alternative Routen, weil Steige bröckeln oder Permafrost den Fels löst. Ein Bergführer aus Südtirol erzählte einmal, wie er bei jeder Tour ein bisschen mehr improvisieren muss, weil der Fels sich plötzlich anders anhört. „Der Berg spricht. Nur hört keiner richtig hin“, sagte er. Dieser Satz brennt sich ein.

Am Welttag der Berge lohnt deshalb ein gedanklicher Schulterschluss. Nicht im Sinne eines moralischen Zeigefingers, sondern als Einladung, die eigene Beziehung zu diesen Landschaften neu zu sortieren. Berge schenken uns Perspektive – wortwörtlich und im übertragenen Sinn. Wer oben steht, blickt hinunter auf das Gewirr des Alltags und spürt gleichzeitig, wie viel Weite möglich ist. Und wenn ein Ort uns so viel gibt, verdient er im Gegenzug Fürsorge.

Klimaschutz klingt oft abstrakt, doch im Gebirge besitzt er eine überraschend konkrete Silhouette. Man sieht ihn im Rückzug der Eiszungen, in den farblich vernarbten Hängen, im Fels, der an manchen Stellen aussieht, als sei er in Eile gealtert. Und man spürt ihn im Tonfall der Menschen, die dort leben – einer Mischung aus Pragmatismus und stiller Sorge. Sie wissen, dass man keine Berge versetzen muss, um ihre Zukunft zu sichern. Man muss lediglich das Tempo der Veränderung bremsen.

Der Welttag der Berge ist damit weit mehr als ein Kalendereintrag. Er ist eine Einladung, innezuhalten, hinzusehen, zu hören. Die Berge flüstern nicht – sie sprechen laut genug. Und sie erzählen uns, dass ihre Zukunft eng mit unserer verknüpft ist. Wer das begreift, erkennt



Die leisen Riesen: Warum die Berge am „Welttag der Berge“ nach unserer Aufmerksamkeit rufen

schnell, dass die Rettung ihrer Gletscher nicht nur eine Sache der Natur ist, sondern eine Frage unseres Selbstverständnisses.

Autor: C.H.